



20 Jahre **AFRA**

Aus Anlass des 20-jährigen Jubiläums Sankt Afras lassen wir in dieser Beilage ganz verschiedene Wegbereiter und -gefährten aus der Schule zu Wort kommen. Im Interview ab Seite II sprechen wir mit dem ersten Schulleiter Afras Werner Esser über die Gründungszeit der Schule. Schüler*innen aus drei verschiedenen Jahrgängen erzählen uns im Gespräch ab Seite XII über die Jahrhundertflut, den Afra-Alltag und denkwürdige Geschichten aus dem Internat. Gespannt sein könnt ihr außerdem auf den Artikel von Ralf Böttcher ab Seite VIII, der uns über 20 Jahre Admin-Tätigkeiten in Afra erzählt – auch wenn uns versichert wurde, dass die wahre Kontrolle über die Server zumindest in der Gründungszeit in den Internatshäusern lag.

AM ANFANG STAND DIE KABINETTSVORLAGE

Auf ein Wort mit Herrn Esser

DIGITALISIERUNG

Nicht nur von 2 auf 1000

von Ralf Böttcher

20 JAHRE SONNTAGSBRUNCH

Ein Gespräch unter Schulsprecher*innen





AM ANFANG STAND DIE KABINETTSVORLAGE

Auf ein Wort mit Herrn Esser



Foto:
Jutta Sporer

WERNER ESSER ist Pädagoge, Schulentwickler und Hochschullehrer. Er war Afras erster Schulleiter von 2001 bis 2008 und hat schon lange vor der Aufnahme der ersten Schüler*innen im Gründungsprozess mitgearbeitet. Neben Afra war er in Schloss Salem und im Internatsgymnasium und IB World School Louisenlund als Lehrer und Schulleiter tätig. Er bemühte sich stets um die Zusammenarbeit mit Universitäten. Werner Esser begleitete Schulentwicklungsprogramme auf unterschiedlichen Ebenen und ist heute als Coach tätig.

Wessen Idee war es, Afra zu gründen und wie ist sie entstanden?

Das Gespräch führte
Wiebke Langgemach
im Juli 2021.

Da sind verschiedene Faktoren zusammengekommen, die ich aber kaum recherchieren konnte. Einiges basiert also auf „Hörensagen“. 1992 sollte das Gebäude der Fürstenschule gerettet werden und die Schule sollte an die Zeiten vor ihrer DDR-Umwandlung in eine landwirtschaftliche Fachschule anknüpfen. Afra sollte als Gymnasium vom Landkreis Meißen getragen werden. Damals bin ich mit meinem früheren Chef aus Salem nach Meißen eingeladen worden und wir haben uns das Vorhaben angeschaut. Wir fanden auf der einen Seite wahnsinnig viel guten Willen, aber auf der anderen Seite keine Idee, die man als Alleinstellungsmerkmal nutzen konnte. Das wäre ein Gymnasium wie andere Gymnasien auch geworden – übrigens eine Alternative, die immer wieder gegen die Schule ins Feld geführt wurde, damit die „Bäume nicht in den Himmel wachsen“!

1994 oder 1995 kam dann eine Anfrage vom Kultusministerium, ob meine damalige Schule Salem sich am Gründungsausschuss eines Internatsgymnasiums beteiligen wolle und könne. Darauf hat die Leitung gesagt: „Wenn der Esser das macht, dann schicken wir den.“ Ich fand das wahnsinnig reizvoll, weil ich nach dem Mauerfall 1989 sehr oft in den östlichen Teilen Deutschlands vor allem in und um Berlin herum war. Salem überlegte damals, ob man nicht ein internationales College in den sogenannten Berliner Speckgürtel platzieren sollte. Es kam bekanntlich anders.

Wer war abgesehen von Ihnen an der Ideenentwicklung beteiligt?

An der Entwicklung des Schulkonzeptes waren eine ganze Reihe ausgewiesener Experten beteiligt. Wir trafen uns damals im Kultusministerium unter Leitung von Frau Ursula Koch, der Leiterin des Referats Gymnasium. Sie stammte aus der Begabtenförderung Baden-

Württembergs und hatte den Vorsitz bei der Planungsarbeit – bis zur „Gründungsbulle“, der Kabinettsvorlage, inne. Besonders zu erwähnen sind: Franz Emanuel Weinert, wohl der renommierteste Begabtenforscher damals, der leider viel zu früh und noch während unserer Zusammenarbeit verstarb. Dr. Hartmut Rahn, damals Generalsekretär der Studienstiftung des deutschen Volkes, eine Vertreterin der Christopherusschulen und diverse Vertreter der sächsischen Universitäten als spätere „Abnehmer“: ein Mathematikdidaktiker, ein Verfahrenstechniker aus Chemnitz und eine Professorin, die ganz besonders das Sprachkonzept geprägt hat. Hartmut Rahn war mein Mentor bei der Studienstiftung und wir trafen uns zufällig wieder. Er war es auch, der den englischen Begriff von der „educated person“ ins Spiel brachte.

Was waren die Kernideen, die Sie gemeinsam entwickelt haben?

Die Aufgabe war, eine Schule für besonders Begabte zu gründen. Später habe ich gehört, dass Kurt Biedenkopf, der damalige Ministerpräsident Sachsens, selber gesagt haben soll, dass es in der sächsischen Schullandschaft genügend Spezialschulen in allen Bereichen gegeben habe. Was man brauche, sei eine Schule für Generalisten. Unter dieser Maßgabe fing die Arbeit an der „Gründungsbulle“ an. Die Kernideen für Afra waren Mehrfachbegabungen zu fördern und eine Internatsstruktur aufzubauen, die keine Heimaufbewahrung, sondern integraler akademischer Bestandteil sein sollte, ein Teilhabemodell also. So sollte ein komplexes Modell für Begabten- und Begabungsförderung in Deutschland geschaffen werden, das weit über die Karriereförderung hinausgehen sollte und einen „starken“ Bildungsbegriff auch über Sachsens Grenzen hinaus vorstellen sollte. Es handelte sich also von Beginn an um ein bildungspolitisches Paradigma und nicht um eine Karriere- oder Kaderschmiede. Der reformpädagogische Kern war von Beginn an eingeschlossen: Hartmut Rahn war selber einer der ersten Schüler Kurt Hahns gewesen, dem (Mit)Gründer verschiedener reformpädagogischer Schulen – bis hin zu den United World Colleges.

War von Anfang an klar, dass Sie die Schulleitung übernehmen sollten?

Ich bin im späteren Verlauf gefragt worden, ob ich die Schulleitung übernehmen könne. Das habe ich zunächst aber abgelehnt, weil ich meinte, dass das jemand mit ostdeutscher Biographie tun solle. Nach etwa einem halben Jahr der Suche nach einem solchen Gründungsleiter habe ich mich dann doch entschlossen und meinen Hut in den Ring geworfen und gefragt, ob man mir trotz meines Zögerns diese große Aufgabe noch zutrauen wolle.

Welche Dinge waren Ihnen persönlich bei der Gründung Afras am wichtigsten?

Ich hatte die ganze Zeit über zwei Schwerpunkte, die ich aber nicht wirklich laut kommuniziert habe. Ein Schwerpunkt war das Internat als Lebensumgebung. Es gab damals eine Fülle von Vorurteilen, unter anderem das sattsam bekannte über „Genie und Wahnsinn“, einem Buchtitel, der zum geflügelten Wort gegen die Förderung von besonders Begabten verkam: Hochbegabte seien sozial inkompatibel. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt bereits Internatserfahrung über Jahre hinweg und auch hochbegabte Leute erlebt und wusste es schlicht besser. Durch das Internat entstand ein Aspekt des Konzepts für Afra, den man ein bisschen hochtragend als einen Raum „emotionaler Intelligenz“ bezeichnen könnte. Damit meine ich nicht das, was landläufig immer wieder mit „Teambuilding“ verbunden wird, sondern eine vitale, mehrschichtige Art, sich mit anderen Personen auseinanderzusetzen, anderen zu begegnen



und selber als Person wahrgenommen zu werden – nicht als die funktionale Größe „Schüler“. In einer Situation übrigens, in der Familien mehr oder minder 1,4 Kinder – freilich statistisch – aufweisen, ist die systematische Auseinandersetzung mit Peer Groups, der die mit den eigenen Geschwistern zugrunde liegt, eher die Ausnahme als die Regel. Dazu gehört das „Teilen des Alltags“, die Teilhabe an gemeinsamen Projekten und überhaupt die Erarbeitung von wechselnden Gemeinsamkeiten. Das war für mich der eine Schwerpunkt.

Was war der zweite Schwerpunkt?

Der zweite Aspekt, der für mich von zentraler Bedeutung war, ist das sogenannte „Service Learning“. Hier muss ich rückblickend bekennen, dass es leider in den Anfängen stecken geblieben ist. Ich sagte es vorhin schon: Schule heute ist – *cum grano salis* – auf Karrierevorbereitung und Karriereübung ausgerichtet. Das war mir als „Mission“ immer zu wenig: das ist für mich keine Bildung, sondern lediglich eine Ausbildung – notwendig, aber nicht hinreichend. Die Differenz zwischen Bildung und Ausbildung ist eine empathische, altruistische, selbstlose Komponente, nämlich über das, was einen selbst angeht, hinauszudenken, Empathie zu entwickeln, sich um Dinge zu kümmern, die eventuell zunächst einmal nicht karriereförderlich sind, sondern im Dienste anderer geschehen. So entsteht eine Allgemeinheit, die uns so sehr abhandeln gekommen ist, wo wir uns heute vor der Ausstellung von Besonderheiten ja nirgends mehr hin retten können. Inzwischen glaube ich, dass wir uns im Bildungsbereich hüten müssen, auf dem „Jahrmarkt der Eitelkeit“ immer neue „Fahrgeschäfte“ zu eröffnen.

Wie gesagt, Ansätze des Service Learning sind in Afra vorhanden, aber sie hätten noch stärker in den Reflexionshorizont des Unterrichts hineingehört. Durchaus auch von mir! Zum Beispiel gehört für mich dazu, die Schülerinnen und Schüler, die im Altersheim arbeiten, zu konsultieren, wenn ich im Unterricht über gerontologische Fragen spreche. Wenn ich über Migrationsprobleme spreche, konsultiere ich die Schüler, die mit ausländischen Schülerinnen und Schülern Hausaufgaben machen und so weiter.

Können Sie ein Beispiel für gelungenes Service Learning nennen?

Ein berühmter Begabungsforscher, der in Deutschland auch heute noch rezipiert wird, ein Professor aus Connecticut, Joseph Renzulli, hat Service Learning als Begabtenförderung eingesetzt, ohne es so zu bezeichnen. Er berichtete zum Beispiel von Schülern, die einen total vergrützten Stadtteich sahen und sich fragten, warum das so sei. Es stellte sich heraus, dass die überfütterten Enten das biologische Gleichgewicht zerstörten. Die Schüler entwickelten daraufhin einen Plan, traten an die Stadt heran, machten Vorschläge und übernahmen die Patenschaft für diesen Teich. Das sind Dinge, von denen ich glaube, dass sie mehr bringen als das Ganze theoretisch aufzubereiten.

Mir geistert in diesem Zusammenhang immer noch eine Anekdote über einen Witz im Kopf herum, den mir der oben erwähnte Professor für Verfahrenstechnik aus Chemnitz während einer etwas langatmigen Ausschuss-Sitzung erzählte: „Wollen Sie mal einen DDR-Witz hören?“

Ich sagte zwar „Ja“, hatte aber keinen Hang dazu, mich hämisch über die jüngste Vergangenheit auszuschütten. Ich hatte zu viel mit Studenten aus der DDR zu tun gehabt. Er zitierte den Witz, der in der Pointe gipfelte: „Biste für den Weltfrieden? – Ja. – Dann gehste Schweineställe bauen.“ Ich hatte nichts verstanden. Der Witz handelte von den landwirtschaftlichen Einsätzen der Studenten; entweder Nachteile oder Arbeitseinsatz, und das unter einem kolossalen Horizont und eingespant in ein Wortpaar, bei dem man nicht so leicht auf eine Verbindung kommen kann. Diese Szene ist mir nahgegangen, weil mir da etwas Aktuelles anklingt – allerdings nicht ins Groteske verzerrt.

... was genau ist daran für Sie aktuell?

Vor etwa drei Jahren fand ich in einem alten Text von einem Verfassungsrechtler, Ernst-Wolfgang Böckenförde, in einem Vortrag vor katholischen Studenten eine Formulierung, die unter der Chiffre „Böckenförde-Diktum“ oder „Böckenförde-Dilemma“ festhält: „Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.“ Will er diese Voraussetzungen garantieren, ist er nicht mehr freiheitlich, sondern eben Totalität. Die zentrale Frage ist: Was ist die gemeinsame Basis, wenn die Religion wegfällt? Der Weltfrieden ist ein – wenn man so will – „totalitärer“ Versuch, das zu beantworten. Es ist grotesk, abstrus, absurd – klar, aber die Frage ist: wie kann man andere und sich verpflichten, etwas zu tun, was keinen persönlichen Vorteil, sondern einen allgemeinen Wert hat. Wo ist dazu die Basis? Das wird für uns heute zunehmend zum Problem. Böckenförde hat da zum Beispiel auch das Versagen der Schulen angesprochen, weil selbst die hochgelobten Teambildungen im Unterricht zweckrational, instrumentell und auf Leistung und Wettbewerb ausgelegt sind. Ethik könne man nicht verpflichten, Ethik käme nur zustande durch Empathie. Und diese Empathie ist das, was ich mit Service Learning meine. Gerade in der Schule und gerade bei Jugendlichen finden sich die Gegebenheiten und die Akteure, den Raum zu füllen, um Empathie im übertragenen Sinne zu trainieren. Deswegen ist mir das so extrem wichtig.

Sie sprachen davon, dass Service Learning in Afra in den Anfängen stecken geblieben sei. Warum haben Sie Afra trotz allem so zeitig verlassen?

Ich bin gegangen, weil ich mich – was im Leben ja manchmal passiert – mit „der“ Verwaltung im Dissens befand. Meine Personalpolitik wurde nicht mehr unterstützt und das war etwas, was für den Aufbau und die Gründungszeit Afras von besonderer Bedeutung war. Es war eine sehr unglückliche Situation. Abgesehen davon wäre ich geblieben. Ich habe an Afra gegangen wie an wenig anderem sonst. Nach meinem Weggang habe ich von Weitem vernommen, dass die Services in Afra sozusagen auf der Ebene von AGs weitergelaufen sind und dachte mir: „Du hast nur gepredigt und geredet.“ Viele meiner Kollegen haben es verstanden, aber nicht die Institution. Es ist ja bekannt: Institutionen führen ein Eigenleben und haben eine ungeheure Pfadabhängigkeit – erst recht, wenn sie eingelassen sind in viel größere Einheiten. Vielleicht hätte ich so lange bleiben sollen, bis die Integration der Services in die akademische Dimension geklärt gewesen wäre. Das war eine meiner fundamentalsten Forderungen, für die ich



vielleicht zu früh weggegangen bin. Aber was wollte ich ausrichten als jemand, der im Verhältnis dazu durch die „konzeptionelle Leichtigkeit“ von Privatschulen gelernt hat, was Bildung sein kann und muss.

Haben Sie Ihren Weggang bereut?

Ich war sicherlich unbequem, weil ich sehr auf das Konzept geguckt habe. Ich war auch unbequem, weil ich von einer Harmonieverpflichtung ziemlich wenig gehalten habe. Wo sich Dinge entwickeln, gibt es Unterschiede – und ohne die gibt es keine Entwicklung. Anders meine Nachfolgerin; es war nur konsequent, dass sie sich sehr deutlich von mir und meinem Konzept distanziert hat. Nach und nach wurde die Schule in die gymnasiale Landschaft als Ausbildungseinrichtung integriert – zweifellos eine ausgezeichnete, aber eine andere als die, die die „Gründungsbulle“ meinte. Davon musste ich mich dann distanzieren. Vielleicht musste all das so kommen; vielleicht mussten die Kapriolen der Gründungsphase ein Ende haben und sich das institutionell Machbare durchsetzen. Trotzdem bleibt: als Leiter einer solchen Schule – und das ist die Erfahrung, die ich von den privaten Schulen mitgenommen habe – weiß ich, dass ich bildungspolitisch handeln muss – im konzeptionellen wie im personellen Bereich – und dass man gesellschaftstheoretisch interessiert und orientiert sein muss. Alleinstellungsmerkmale sind keine Epitheta, sondern „mission statements“, Besonderheiten im manchmal trüben Allgemeinen. Andernfalls verwaltet man seine Schule nur nach Zwecken, die die ungleich größere Bürokratie vorgibt. Deren Zweck ist es ja gerade, Besonderes so ins Allgemeine aufgehen zu lassen, dass sich niemand mehr daran stören kann. Dann wird daraus das, was man einmal Afra nachgesagt hat: „ein provinzielles Ereignis“.

Sie haben gesagt, dass Ihnen die Personalpolitik weitestgehend überlassen wurde. Wie haben Sie die Lehrer gefunden, die nach Afra gekommen sind?

Dazu muss ich noch jemanden erwähnen, mit dem ich damals viel zusammengearbeitet habe: Andreas Schröer. Er ist inzwischen Professor für Non-Profit Management in Trier. Wir saßen zusammen in Meißen und dachten uns die Köpfe wund, unter uns – ich wohnte da auf dem Plossen – die Elbe. Er saß am Tisch, stellte seine Fragen und kommentierte, während ich den Tisch umrundete. Mit ihm zusammen konnte ich nachdenken. Dort sind die Ideen, unter anderem auch die Vorstellungen für die Assessment-Center der Lehrer, entstanden, genauso wie Skizzen für die Schülerauswahlverfahren.

Die Lehrer- Assessments waren so organisiert: Schulleiter aus Sachsen und Internatsleiter aus dem gesamten Bundesgebiet wurden als Paare zusammengebracht. Das waren die Juroren. Die haben wir geschult und dann ein Assessment-Center über drei Tage aufgebaut. Da konnten sich die Interessenten bewerben. Zum ersten Assessment hatten wir 300 Bewerber, beim zweiten 150 und beim dritten Mal nur noch 30. Böse Zungen behaupteten damals, es habe sich anscheinend herumgesprochen, dass man in Afra arbeiten muss. Tatsächlich denke ich aber, dass die spezielle Form des Sozialen der Punkt war, an dem sich auch die Geister schieden: will ich diese Art von Intensität und Nähe haben? Die Assessments richteten sich übrigens nach dem Bedarf: mal lag der Schwerpunkt auf den Internats-, mal auf den Gymnasialmentoren, mal auf dem fächerverbindenden und -übergreifenden Unterricht.

Aktuell gibt es wieder Überflutungen, diesmal zum Glück nicht in Sachsen. Können Sie sich noch erinnern, wie Sie das Jahrhundertwasser 2002 erlebt haben?

Oh ja. Erst kam die Triebisch und dann die Elbe. Wir hatten ganz früh keinen Strom mehr, hatten aber noch Vorräte und konnten kalte Küche servieren – es war ja August – bzw. wir bekamen Essen angeliefert. Irgendwann habe ich die Jüngeren nach Hause geschickt und wir haben mit den Großen versucht zu helfen, wo wir helfen konnten. Ganz zu Anfang, als das Wasser zu steigen begann, sagte ich mir: „Ich muss rüber in die Schule. Ich komme sonst nicht mehr durch die Unterführung vom Plossen auf den Afraberg.“ Kaum war ich in der Schule, bekam ich einen Anruf von der Klavierfabrik Thürmer: „Könnt ihr uns helfen? Unsere Klaviere saufen ab.“ So wurden wir zu einem kleinen Museum – und konnten uns für die Unterstützung durch Herrn Thürmer bedanken! Als Tage später die Elbe „kam“, saßen einige Schüler oben im dritten Stock auf der Kunstseite und sahen sich die verheerende Wirkung des steigenden Wassers an. Zwei Mädchen liefen Tränen über ihre Gesichter: „Schauen Sie, die Fenster waren eben noch komplett zu sehen, jetzt sind sie fast weg.“ Das war ungeheuer belastend, wir waren ein Teil der Stadt, wir litten mit ihr. Hilfe bekamen aber auch wir.



Blick auf den
Heinrichsplatz
Foto: René Gitter 2002

Wenig später gab es das Gerücht, die einzige Brücke, die neue Brücke in Meissen, würde gesperrt. Wir brauchten noch Brot. Nachts um ein Uhr rief ich bei unserem Bäcker an, über die Brücke kam niemand mehr. Dann hat man uns unser Brot mit einem THW-Boot geliefert, und ich bin bis zum Heinrichsplatz – bis dahin stand das Wasser – gefahren, um das Brot dort abzuholen. Mit einem Wagen voller Brot bin ich dann den Burgberg hinaufgefahren. Noch Wochen später duftete er, für mich der Duft der Hilfsbereitschaft. Damals bin ich zum ersten und einzigen Mal eingebrochen – in meine Schule, weil ich ja das Brot deponieren musste.

Als die Flut abgeflossen war, haben wir in einer Gartenkolonie entrümpeln dürfen. Das war Service Learning. Das war genau der Ernstfall, um den es dabei immer geht. Den Zusammenhalt aber und die Qualität des Zusammenlebens in den ersten Jahren habe ich gerade in der Zeit der Flut auch selber sehr stark erlebt. Trügt mich mein Eindruck nicht, dann charakterisierte diese Katastrophe auf Monate unsere Schulkultur.



DIGITALISIERUNG

Nicht nur von 2 auf 1000



RALF BÖTTCHER

ist ein Afra-Urgestein. Seit fast zwei Jahrzehnten verantwortlich für die digitale Infrastruktur von Schule und Internat, hat er einiges an Wandel und Geschichten erlebt. Ein paar davon erzählt er hier.

In diesem Jahr hat die „digitale“ Geschichte des neugegründeten Landesgymnasiums trotz ihrer Dynamik eine letzte der seltenen Konstanten verloren. Zuvor bestand 20 Jahre lang die Fachkonferenz Informatik immer aus genau einem Mentor – seit 2002 nämlich nur aus mir. Keine Afraner*in konnte mir daher bis jetzt im Unterricht entgehen. Seit dem Schuljahr 2021/22 gibt es nun sogar gleich drei Informatiklehrer*innen und ich werde mich daran gewöhnen, nicht mehr jede pädagogische Konferenz besuchen zu müssen.

Recht lebhaft kann ich mich noch an die ersten Tage erinnern. Als zukünftiger Netzwerkadministrator hatte ich durchaus schon mal was von Macintosh-Rechnern gehört und ich war ziemlich gespannt auf eine haptische Erfahrung mit sowas. Zu meinen ersten Schritten im Schulhaus gehörte daher ein Gang zu den Einzelarbeitsplätzen (von den Schüler*innen immer nur *MacKa* genannt), wo ich solche der mehr oder weniger liebevoll „Knutschkugeln“ genannten Exemplare vorfand. Na ja, intuitive Bedienung und angenehmes Design war damals schon zu erkennen, allerdings konnte ich nicht rauskriegen, wie man die Kiste wieder ausmacht – peinlich berührt fühlte ich mich jedoch unbeobachtet und habe einfach den Netzstecker gezogen.

Der Auftakt war aber durchaus richtungsweisend. Die Macs waren zunächst nicht nur bei Schüler*innen ziemlich verhasst und wurden gerne zum Schuldigen aller möglichen Probleme erklärt – dabei saß in der Regel auch damals schon das größte Problem vor dem Bildschirm und die Ursachen mancher technischen Probleme stellten sich mitunter auch Jahre später als Probleme der Netzwerktechnik heraus. Die Anerkennung des Macintosh-Betriebssystems hat mittlerweile aber längst einen Wandel erfahren: über ein Drittel der Schüler*innen nutzt privat einen Mac.

Das Leben vieler Altafraner*innen, diese Behauptung möchte ich wagen, wurde durch das *MacKa* zu einem beträchtlichen Teil geprägt. Vor allem die Kleinen hatten später in Studienzeit oder Freizeit für Computerbegegnungen gar keine andere Möglichkeit als den Gang ins *MacKa*. Es gab berüchtigte Stammkund*innen, die ihr Internatszimmer offensichtlich nur zum Schlafen nutzten und ja, es wurden dort schulische Aufgaben erledigt oder Emails gecheckt. Es wurden aber auch so manche Schlachten ausgetragen und das mitunter nicht nur im virtuellen Sinne.

Diese Zeiten sind inzwischen vorbei. Seit einigen Jahren müssen unsere Schüler*innen eigene Laptops besitzen und zum Unterricht

mitbringen. Die Schüler*innen der 7. Klasse bekommen iPads. Aus dem *MacKa* ist nun der Raum 220 geworden. Seitdem hat sich auch der Informatikunterricht gewandelt. Zu etwa 90 % des Unterrichts sitzen die Schüler*innen im Macintosh-Computerkabinett vor ihren eigenen Laptops und es zeigt sich, dass das Verstehen und Konfigurieren des eigenen Rechners eine Hürde darstellen kann. Dateien heißen gerne *dateiname.html.html* oder eine Abgabe per Mail kann schon mal lauten: „Mein Ergebnis finden Sie unter *C:/Benutzername/Downloads/beispiel.html*.“

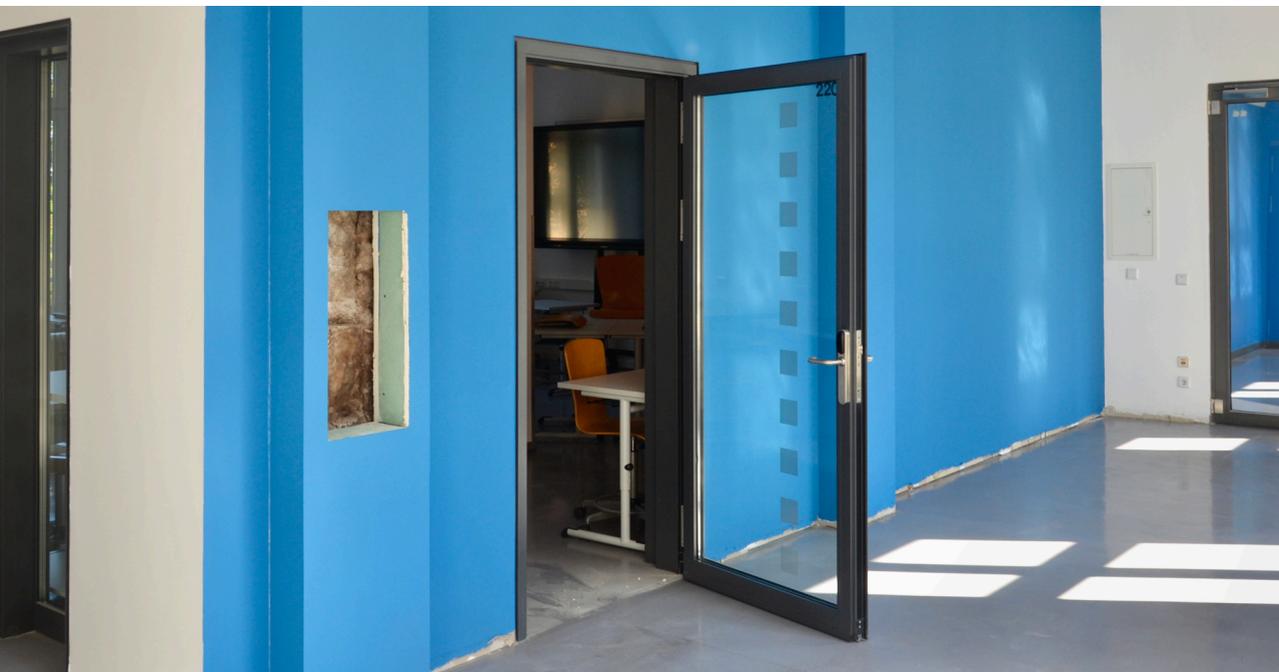
Aber nochmal zurück zum Anfang. Im Jahr 2002 begrüßte mich im Serverraum unter anderem ein etwa Brockhauslexikon-großer Computer als Proxyserver. Der hatte die Aufgabe Schule, Internatsmentor*innen und Internatsschüler*innen mit Internet zu ver-

sorgen. Er musste auch nicht so viel leisten, denn die Bandbreite des Internetanschlusses runde ich mal großzügig auf 2 MBit/s auf. Am Anfang durften sich die Schüler*innen im Internatszimmer noch einfach „anstöpseln“ und dann beinahe irgendeine IP-Adresse geben. Da konnte es schon mal passieren, dass man länger suchen musste, um noch eine freie zu bekommen. Gerne wechselte dann auch während der Arbeit fremdgesteuert das Hintergrundbild, welches dann ähnliche Informationen preisgab wie der plötzlich losratternde Drucker, der z.B. „Ich bin ein Computervirus“ ausgab. Streichspielen wurde findigen Afraner*innen damals leicht gemacht.

Sehr schnell wurden deshalb den Schüler*innen personenbezogene IP-Adressen zugewiesen – und mit denen funktionierte dann



Ausschnitt aus unserem Museum, links unten die „Knutschkugel“



Was vom *MacKa* übrig
geblieben ist: Raum 220
Orientierungshilfe:
Blick Richtung
Chemietrakt, von rechts
fällt das Licht durch die
Fenster vom Innenhof.

auch nur die vorher ausgewählte Netzwerkdo-
se. Das klingt kompliziert und war auch so. Zu
Beginn eines jeden Jahres mussten Listen er-
stellt und von den „IT-Verantwortlichen“ der
Häuser ausgefüllt werden. Dann musste ich in
allen Verteilerräumen der Internatshäuser die
Kabel entsprechend stöpseln und die fertigen
Listen an die Schüler*innen ausgeben. Seit-
dem weiß ich, durch die häufigen Besuche in
den Internatshäusern, dass Internatsschüler-
innen nicht ordentlicher sind als Internats-
schüler. Auch war ich gezwungen, eine inten-
sive Geschäftigkeit zu zeigen, die mir u.a. spä-
ter eine rührende Fummel-Laudatio und beim
nächstjährigen „Formal Dinner“ das Recht
einbrachte, selbst eine Laudatio zu halten.

Auch das ist jetzt alles Geschichte. Im Inter-
nat wie in der Schule gibt es WLAN-Netze,
in die manche Schüler*innen mit ihren
Handys (Smartphones, keine „Knochen“),
Tablets, Tischrechnern und Laptops gerne
auch mal fünf Geräte einwählen lassen. Das
Glasfaserkabel ist nun 1000 MBit/s breit,
und ich habe dort auch schon mehr als
500 MBit/s gemessen. Habe ich vor zehn Jah-
ren noch genervt geschmunzelt, wenn sich
ein/e Schüler*in beschwert hat, dass er oder
sie die Tagesschau in der Mediathek nicht gu-
cken konnte, so doll habe es geruckelt, ist
Netflix mittlerweile der Bandbreitensieger.
Beschwerden gehen heute in die Richtung,
dass auf manchen Geräten Spotify nicht geht.

Meine Geschäftigkeit hat sich mittlerweile mehr in Richtung Serverraum verlagert. Legendär sind Gespräche mit irgendwelchen Kundendiensten. Drei Wochen waren wir ohne Internet. In solchen Situationen wird schmerzhaft bewusst, dass unsere Schule mit der Digitalisierung schon sehr weit fortgeschritten ist. Über Nacht hatte uns der Netzbetreiber einfach ein Firmwareupdate auf das Internetübergabegerät (Fritzbox) gespielt. Eine Woche später war ich schlauer: Durch das Firmwareupdate wurde ein Bug auf dem Chipsatz, der besonders bei vielen Nutzer*innen hinter der Fritzbox zuschlägt, bedeutsam. Nicht nur einmal wurde mir vorgeschlagen, die Problemursache (gemeint waren die vielen Internetnutzer) zu beseitigen. Habe ich nicht gemacht, obwohl ich das gut kann. Jeden Tag das gleiche Spiel: Früh

anrufen, alles wieder noch einmal erzählen, Ticket eröffnen lassen, abends eine SMS bekommen, dass das Ticket geschlossen wurde, früh ... Ich bereue es sehr, dass ich mir zu solchen Episoden keine Notizen gemacht habe. Das Buch dazu wäre ein Bestseller.

Ich möchte ein Fazit ziehen. Die Computer- bzw. Internetnutzung hat an unserer Schule immer eine große Rolle gespielt. Zeitfenster oder ähnliche Regelungen finden sich bis heute in den Tagesordnungen von Schulrat oder ähnlichen Gremien. Im Prinzip rennt man der Entwicklung immer hinterher. Mit einer gewissen Sehnsucht danach, endlich die Probleme gelöst zu haben, wird das alles immer größer. Der Lohn sind dann neue Probleme, die angegangen werden müssen. Ich habe da schon eine Idee ...

Donnerstag
Nachmittag im
Informatik-Additum,
Schuljahr 2002/2003





20 Jahre SONNTAGSBRUNCH

*Ein Gespräch unter Schulsprecher*innen*

WIEBKE LANGGEMACH hat das Gespräch rekonstruiert

Afra ist 20 geworden und das war im Sommer 2021 für die Redaktion ein Grund, ehemalige Schulsprecher aus den Gründungsjahrgängen mit den Schulsprecher*innen des Schuljahres 2020/2021 zusammenzubringen. Im virtuellen Raum wurde insgesamt drei Stunden in Erinnerungen geschwelgt und über das heutige Afra gesprochen. Das Gespräch in Gänze wiederzugeben, würde den Rahmen der Zeitschrift sprengen. Der folgende Artikel gibt einen Einblick in die sehr unterhaltsamen Stunden. Wir hoffen, das nächste Zusammentreffen kann wieder in Person stattfinden.



ALEXANDER HORN hat sein Abitur 2007 abgelegt und in Freiburg und Grenoble Jura studiert. Nach einer abwechslungsreichen Ausbildung und Karriere im In- und Ausland ist er heute als Rechtsanwalt in München tätig.

TIAM DOMINIQUE GONZÁLEZ ALVARADO ist in der 10. Klasse als Austauschschüler aus Mexiko nach Afra gekommen. Nach seinem Abitur hat er zum Wintersemester 2021/22 ein duales Studium der Mechatronik bei Airbus in Hamburg begonnen.





TESSA MOHLSSEN ist in der 12. Klasse, interessiert sich vor allem für Biologie und für alles rund um das Thema Umwelt. Sie ist Schulsprecherin geworden, um das Thema der psychischen Gesundheit anzusprechen.

FRANZ FRIEDRICH hat nach seinem Abitur 2004 zunächst Maschinenbau studiert. Später kam ein Master im Bereich des gewerblichen Rechtsschutzes dazu. Heute arbeitet er im Europäischen Patentamt in Den Haag als Team-Manager im Bereich Medizintechnik.



Alex: Wie habt ihr die Corona-Zeit in Afra erlebt? Ich nehme an, dass die Schule eine Zeit lang komplett geschlossen war und deshalb Distanzunterricht durchgeführt wurde. War das komisch? Hat euch das Internat gefehlt?

Tiam: Für mich war es schwer, weil ich nicht nach Hause durfte. Glücklicherweise bin ich während des Lockdowns bei einem Freund untergekommen. Es war auf jeden Fall komisch. Schulisch ging es mir gut, aber ich habe – wie viele andere auch – Afra vermisst. Eine Schülergruppe hat deswegen im ersten Lockdown die Online-Plattform *Afra@home* gegründet, wo Videos und Beiträge von Afranern hochgeladen und angeschaut werden konnten – ein toller kleiner Ersatz für das soziale Leben im Internat. Mit meinem Freund habe ich Videos gedreht und hochgeladen, in denen wir die afranische Lehrerschaft parodiert haben.

Afra@Home wurde mit dem Sozialpreis 2020 ausgezeichnet. Mehr zu dem Projekt findet sich in der *Sapere Aude* 2021 auf den Seiten 18-20.



Tessa: Mir hat *Afra@home* auch sehr geholfen. Es war wundervoll, auf diese Weise etwas von Afra mitzubekommen. Von den bisher zwei schulischen Lockdowns war der erste für mich schwieriger: sowohl schulisch als auch psychisch. Die ersten anderthalb oder zwei Monate der Isolation waren aushaltbar, aber dann brauchte ich wieder andere Menschen um mich herum. Ich habe in meiner Heimat nicht mehr viele Freund*innen, weil es durch das Internat schwierig ist, diese Freundschaften aufrecht zu erhalten. Wegen Corona durfte und sollte ich mich mit meinen guten Freund*innen zu Hause sowieso nicht treffen. Dadurch war ich fast die ganze Zeit allein oder mit meiner Familie zusammen. Ab einem bestimmten Zeitpunkt ging es mir psychisch nicht mehr gut. Wir haben in beiden Lockdowns Umfragen durchgeführt, um herauszufinden, wie unsere Mitschüler*innen mit der Situation umgehen. Die allermeisten sind schulisch mehr oder weniger klargekommen, aber viele haben Afra sehr vermisst und irgendwann die Motivation und die innere Energie verloren. Die lange Zeit zu Hause war für alle Afra-ner*innen eine sehr ungewohnte Situation, mit der viele zumindest auf längere Sicht nur schwer umgehen konnten.

Franz: Das kann ich mir vorstellen. In Afra ist für euch das gewohnte Umfeld, vielleicht sogar so etwas wie eine Familie. Zu meiner Zeit gab es wenige Schüler*innen, die alleine standen oder isoliert waren. Die meisten hatten mindestens ein oder zwei Freund*innen, mit denen sie ihre Sorgen und Nöte teilen konnten. Virtueller ist das nicht das gleiche. Wie fühlt es sich an, in dieser Zeit Schulsprecher*in zu sein?

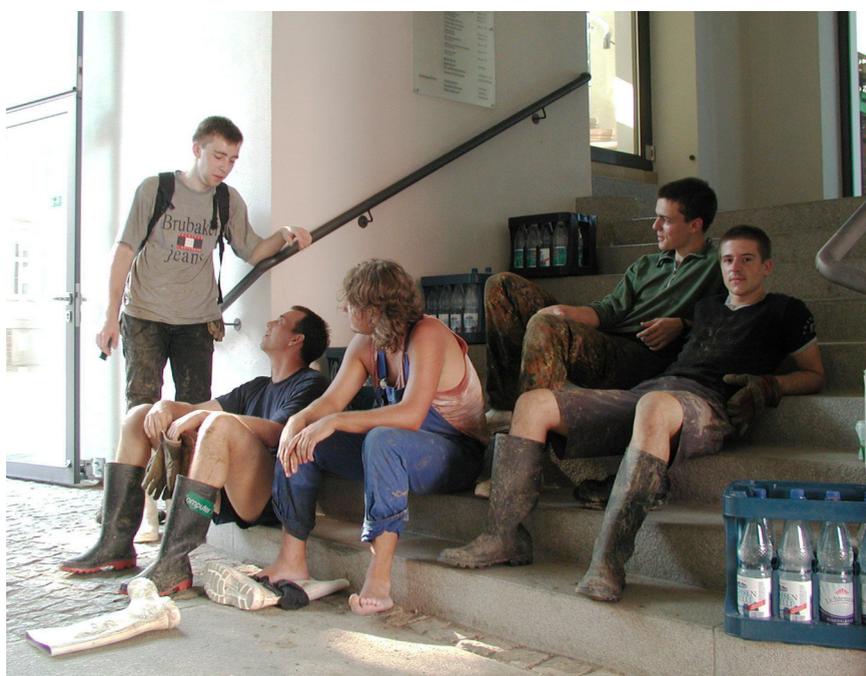
Tessa: Es ist sehr merkwürdig, während der Coronazeit Schulsprecher*in zu sein. Wir hatten in den ersten zwei Monaten des Schuljahres noch Frühkonzile und Schulversammlungen. Im letzten Frühkonzil vor den Herbstferien 2020 wurden Tiam und ich als neue Schulsprecher*innen verkündet. Danach gab es bis heute kein einziges Frühkonzil mehr. Jetzt merkt man erst, wie praktisch das Frühkonzil war. Denn jetzt muss man E-Mails schreiben, Aushänge verteilen, oder anders versuchen, die Leute zu erreichen. Ich schätze das Frühkonzil im Nachhinein sehr. Wenn man Sachen durchsetzen möchte, ist so eine Pandemiesituation auf jeden Fall nicht der optimale Zeitraum.

Alex: Wäre ein Online-Frühkonzil eine Option? Ihr habt doch alle einen Rechner im Zimmer, oder?

Tiam: Alle bis auf die Siebtklässler*innen. Die nutzen zwar iPads in der Schule, haben aber keine eigenen Rechner. Es ist noch niemand auf die Idee gekommen, das Frühkonzil online zu machen. Ich bin außerdem ein bisschen froh, dass ich erst um 20 vor acht aufstehen muss und nicht so früh wie für das Frühkonzil. *Afra@home* bietet auch einen kleinen Frühkonzil-Ersatz: Es gibt dort einen Bereich, in dem Ankündigungen oder Informationen veröffentlicht werden können. Einige Mentor*innen posten dort immer noch. Aber das richtige Frühkonzil war besser.

Tessa: Die Idee mit dem digitalen Frühkonzil wurde sehr schnell wieder verworfen, weil das mit dem Internet im Internat nicht funktioniert hätte. Unser Internet jetzt ist zwar besser als eures früher, aber ganz Afra in einer Videokonferenz würde es vermutlich trotzdem in die Knie zwingen.

Franz: Während unserer Schulzeit gab es auch eine besondere Zeit, nämlich das Hochwasser im Sommer 2002. Ich habe das als sehr prägende und auf irgendeine Art und Weise auch schöne Zeit in Erinnerung. Es waren ab einem bestimmten Zeitpunkt nicht mehr alle Schüler*innen in Afra. Die Kleinen wurden nach Hause geschickt und auch aus den älteren Jahrgängen sind einige Mitschüler*innen abgereist. Aus gutem Grund: es gab keinen Strom, kein warmes Wasser, und das Essen wurde improvisiert. Die, die geblieben sind, haben alle mit angepackt. Am Anfang haben wir geholfen, Sandsäcke abzufüllen. Später haben wir dann Schlamm aus Gebäuden rausgeschippt. Die Situation in Meißen war schlimm: zuerst ist die Triebisch sehr schnell angeschwollen und durch das Triebischtal gerauscht, und danach stieg die Elbe und hat das Stadtzentrum noch einmal überflutet. Das hat viele Leute furchtbar getroffen.



Herr Viehweg und Herr Röpke machen zusammen mit Schülern eine Pause von Aufräumarbeiten in der Stadt.

Foto: Jonas Neubert 2002

Tessa: Warum war die Zeit trotzdem schön für dich?

Franz: Für mich war es eine ganz besondere und schöne Erfahrung, wie die Internatgemeinschaft darauf mit Solidarität und Zusammenhalt reagiert hat. Wir haben einfach versucht, das Beste aus der Situation zu machen und anderen zu helfen. Man hat gemerkt, dass man sich aufeinander verlassen kann, dass man als Gemeinschaft auch ohne Strom und heißes Wasser irgendwie durchkommt, und dass wir als Schulgemeinschaft aufgrund unserer sehr privilegierten Lage auf dem Berg der Stadt etwas zurückgeben konnten. Das ist sehr positiv angekommen. Wir haben zum Beispiel im katholischen Kindergarten geholfen. Die haben sich riesig über unsere Hilfe gefreut und sich auch erkundigt, wie das Leben bei uns läuft. Da haben viele ein anderes Bild von Afra bekommen und gemerkt, dass wir ganz normale und nette Jugendliche sind.



Tiam: Was habt ihr gemacht, als es kein Wasser gab?

Franz: Wir hatten nur für eine kurze Zeit am Anfang kein Trinkwasser aus der Leitung. Da kam die Mutter eines Mitschülers und hat ein ganzes Auto voller Wasserflaschen gebracht. Als sie kam, hatten wir allerdings schon wieder Wasser. Die Flaschen haben wir trotzdem erstmal gebunkert – als Notreserve. Irgendwann hieß es: „Jetzt müssen wir das Wasser loswerden.“ Wir hochbegabten Schüler*innen haben die Flaschen umgedreht und so gehalten bis sie leer waren. Es hat ewig gedauert, bis das Wasser ausgelaufen war. Da kam Herr Jany vorbei und meinte auf seine lustige Art und Weise:

Ich muss euch alles beibringen.

Mein Unterricht ist wirklich der einzige, in dem ihr etwas lernt.

Er nahm eine Flasche und fing an, sie ein bisschen zu drehen, um einen Strudel zu erzeugen, damit der Druckausgleich zwischen Flasche und Umwelt stattfinden kann. Die Flasche hat sich in Nullkommanichts geleert. Wir standen daneben und waren extrem beeindruckt. Wir hatten Leute dabei, die im Physik-LK waren und zum Frühstudium an der Uni in Dresden und so weiter, und niemand ist auf diese Idee gekommen. Herr Jany hat uns da mal wieder etwas fürs Leben beigebracht. Die beiden Hausmeister, Herr Jany und Herr Fleischer, waren die gute Seele des Internats.

Alex: Ich weiß noch, dass wir einmal mitten aus dem Englischunterricht herausgerufen worden sind, weil es etwas zu essen gab. Irgendjemand hat den Kopf durch die Tür gesteckt und meinte: „Es gibt jetzt Kartoffelsuppe.“ Wir haben dann mitten im Unterricht alles stehen und liegen gelassen, sind in die Mensa gelaufen und wurden da notversorgt. Schon allein solche kuriosen Situationen – im Gegensatz zu den sonst sehr strikten Regeln der Anfangszeit – haben dazu geführt, dass wir Schüler*innen uns mit den Lehrer*innen als eine Gemeinschaft wahrgenommen haben und es sich nicht wie zwei Lager angefühlt hat. Die Ausnahmesituation während des Hochwassers hat dazu beigetragen, dass es am Anfang eine Art „Kernschmelze“ in der afranischen Gemeinschaft gegeben hat. Wir saßen jeden Abend bei schönstem Wetter auf der Piazza und haben Karten gespielt und uns unterhalten. Wir haben die Architektur und das Konzept der Begegnungsorte im Internat, die sonst eher Durchlauforte waren, mal so richtig auskosten. Es war wirklich fantastisch.



Alex, 2006

Tessa: Ich kann verstehen, dass die Zeit des Hochwassers eine schöne Zeit war und den Zusammenhalt gestärkt hat. Bei uns gibt es seit einigen Jahren immer freitags in der fünften Doppelstunde die Gruppenzeit, um das Zusammenleben stärker in den Fokus zu rücken.

Tiam: In der Zeit können sich die Mentor*innen mit ihren Häusern treffen. Zum Beispiel können in dieser Zeit Hausversammlungen stattfinden. Als ich in der zehnten Klasse war, haben wir manchmal gespielt. Manchmal mussten wir auch aufräumen und sauber machen. In der Oberstufe gibt es bei uns Jungs keine Gruppenzeit mehr, nur noch bei den Mädchen.

Tessa: In der Mittelstufe haben wir während der Gruppenzeit alles Mögliche mit unserer Internatsmentorin besprochen. Jetzt in der Oberstufe ist die Gruppenzeit eine sehr schöne und entspannte Zeit. Bei gutem Wetter picknicken wir mit unserer Internatsmentorin, quatschen oder gehen spazieren. Wir haben auch schon zusammen gegrillt und ganz oft bäckt sie für uns Kuchen. Ich freue mich immer auf die Gruppenzeit, auch weil es unglaublich gutes Essen gibt.

Franz: Das klingt sehr gut. Essen fand ich immer toll. Meine Eltern meinten, günstiger hätte ich für sie nicht sein können während meiner Pubertät. Das, was ich weggeputzt habe, stand in keinem vernünftigen Verhältnis zu dem, was sie dafür gezahlt haben. Ich habe wirklich gefressen wie ein Scheunendrescher. Wir hatten damals schon fünf Mahlzeiten wie ihr heute: erstes und zweites Frühstück, Mittagessen, Vesper und Abendessen. Das erste Frühstück war vor dem Frühkonzil. Da habe ich meist nicht so viel runter bekommen. Dann kam das zweite Frühstück nach der ersten Doppelstunde. Danach gab es eine Pause, in der es nichts zu essen gab, ich aber trotzdem Hunger hatte ohne Ende. Da bin ich zu den Küchenfrauen gegangen. Damals haben wir noch in der heutigen Bibliothek gegessen, das war praktisch. Die Küchenfrauen haben sich immer gefreut, mich zu sehen: „Ach, der Franz ist wieder da.“ Zu dieser Tageszeit haben sie den Käse und die Wurst für das Abendessen aufgeschnitten und ich habe mich zu ihnen gesetzt und mit ihnen geplaudert. Nebenbei habe ich mir frisch aufgeschnittenen Käse und Wurst genommen und noch zwei oder drei Bismen gegessen.



Franz in seinem Abschlussjahr, 2004

Alex: Wie ist eigentlich die Ausstattung im Internat heute? Hat sich viel verändert?

Tiam: Vor einigen Jahren wurden die Gardinen erneuert. Wir haben jetzt im Mittelstufendorf zwei verschiedene Gardinen, eine dünne und eine dickere. Aus irgendeinem Grund haben wir im Oberstufenhaus jetzt allerdings trotzdem nur eine Gardine. Ich habe außerdem mal gehört, dass unsere Mülleimer in den Zimmern Designermülleimer sein sollen. Das verstehe ich nicht ganz, so schön sind sie nun wirklich nicht.

Franz: Wirklich ein tolles Modell! Habt ihr noch die Schreibtischhocker, die aussehen wie ein großer Damenfahrradsattel mit so einer Scheibe unten dran?

Tessa: Ja, die haben wir noch.

Franz: Die Stühle haben sich also durchgesetzt? Bei uns haben sich viele die normalen Stühle aus dem Gemeinschaftsraum geholt und darauf gegessen, weil die Hocker auf Dauer unbequem waren.

Tessa: Wir haben noch andere Stühle, richtige Bürostühle. Die nehmen eigentlich alle, aber die Hocker haben wir trotzdem in den Zimmern.

Alex: Habt ihr noch Bettwürste? Das waren solche großen Kissenrollen.



Tiam: Die gibt es nicht mehr. Es gab sie zwar noch, als mein Jahrgang in der siebten oder achten Klasse war, aber irgendwann wurden sie abgeschafft – vielleicht, weil es zu viele Verletzte gab.

Tessa: Außerdem haben wir seit einiger Zeit keine Bettkästen mehr. Dafür haben wir in den Gemeinschaftsräumen jeweils zwei feuerfeste Sofas. Die sind richtig ungemütlich und haben nur eine ganz kleine Sitzlehne und Sitzfläche. Die haben bestimmt sehr viel gekostet, sind aber absolut nicht genießbar.

Alex: Gibt es den Frühsport noch? Was ist daraus geworden?

Tessa: Nein. Der Umfang war immer weiter eingeschränkt worden, und jetzt gibt es ihn schon seit fast zehn Jahren gar nicht mehr.

Alex: Ich erinnere mich noch, dass bei uns im Winter wegen der Kälte der Frühsport ausgesetzt wurde, sodass man nicht mehr morgens um 6 in die Turnhalle watscheln musste. Es gab stattdessen die Ansage, dass jeder für sich Frühsport machen solle, quasi Früh-



sport-Homeoffice. Mein Mitbewohner und ich waren absurd pflichtbewusst: Wir sind um 6 Uhr aufgestanden und dann hat jeder von uns 20 Liegestütze gemacht. Damit war für uns unsere Frühsportpflicht erfüllt und wir haben uns wieder ins Bett gelegt. Das war natürlich nicht im Sinne des Erfinders, aber wir dachten, wir hätten alles richtig gemacht. Genau an diesem Tag kam Herr Weichert gegen 6:30 Uhr durch die Häuser und hat meinen Mitbewohner und mich tief schlummernd im Bett erwischt. Das muss für ihn als Lehrer eine urkomische Situation gewesen sein, weil sowohl ich als auch mein Mitbewohner felsenfest behauptet haben, dass wir Liegestütze gemacht hätten und das sei doch alles okay.

Franz: Apropos Kälte. Dazu fällt mir noch eine Geschichte ein. Wir haben eine Zeit lang in Haus 4 und 5 in der Mittelstufe gewohnt. Zwei Mitschüler aus meinem Jahrgang hatten ihr Zimmer im Erdgeschoss und die wollten zum Schlafen immer frische Luft haben. Die haben auch im tiefsten Winter mit komplett geöffneter Fenstertür geschlafen. Weil sie nicht wollten, dass die Heizung anspringt, hatten sie das Thermostat mit Alupapier abgeklebt. Das hat nicht nur dazu geführt, dass die Heizung aus der Wand rausgekommen ist, sondern eines Morgens sind sie sogar mit einer Reifschicht über ihren Bettdecken aufgewacht. Wenn ich mich richtig erinnere, lag auf dem einen Mitschüler eine Katze und wärmte sich. Manche Mitschüler haben großen Wert auf Frischluft gelegt, andere leider nicht. Lustig war es jedenfalls.

Tessa: Was habt ihr denn aus Afra für euer Leben mitgenommen, abgesehen von dem Wissen wie man schnell Wasserflaschen leeren kann?

Alex: Für mein Studium konnte ich eine Menge aus Afra mitnehmen. Mir hat zum Beispiel geholfen, dass wir in Afra in jedem Fach Vorträge halten mussten und dass wir Trimesterarbeiten schreiben mussten. Die Fehler, die meine Kommiliton*innen in den ersten fünf Semestern im Studium gemacht haben, hatte ich schon in der Schule durch. Außerdem hat mir der Informatikunterricht enorm geholfen. 2001 war es visionär, eine Schule komplett mit Apple-Geräten auszustatten. Wir haben auch damals schon Computer genutzt, um zum Beispiel in Physik Experimente zu dokumentieren und auszuwerten. Das war zu dieser Zeit alles andere als selbstverständlich, hat aber zu einer Grundkompetenz im Bereich der Informatik geführt, die ich sehr schätze – und das als Jurist. Die Neugier und Offenheit, die in Afra gelebt und gefördert wird, finde ich auch heute noch hilfreich im Job. Dort habe ich gelernt, interdisziplinär zu denken und zu arbeiten.

Franz: Im Nachhinein schätze ich das generalistische Profil Afras sehr. Als Zehntklässler konnte ich mir unter diesem Begriff noch nichts vorstellen. Der Generalismus hat sich aber durch meine gesamte Ausbildung und jetzt auch durch mein Berufsleben gezogen. Es hat mir wirklich geholfen, anderen Dingen und Menschen gegenüber aufgeschlossen zu sein und keine Angst zu haben. Ich hatte zum Beispiel in der zehnten Klasse in Mathe noch eine Vier und habe später Maschinenbau studiert und es hat irgendwie geklappt. Dieses Selbstvertrauen zu sagen: „ich mache das jetzt einfach“ und den Mut, die eigene Komfortzone zu verlassen, habe ich aus Afra mitgenommen.

Franz: Für mich waren auch die sozialen Dienste von großer Bedeutung. Ich habe sehr gute Erinnerungen an die Schulsanitäterausbildung bei der Johanniter-Unfallhilfe. Die hat mich bis heute geprägt. Ich war nach der Schule während meines Grundwehrdienstes als Gebirgssanitäter bei der Bundeswehr. Danach habe ich, wie bereits erwähnt, Maschinenbau studiert – aber mit einer Vertiefung in Medizintechnik. Dann habe ich einige Zeit in der Medizintechnik als Ingenieur gearbeitet und bin jetzt Team-Manager im Europäischen Patentamt, wieder in der Medizintechnik. Das Interesse für Medizin hat mit der Schulsanitäterausbildung angefangen und mich seitdem immer begleitet.

Was schätzt ihr, als frischgebackener Abiturient und angehende Abiturientin, an Afra, wie es heute ist?

Tiam: Ich habe an Afra vor allem die Gemeinschaft geschätzt. Afra ist eine Gemeinschaft, in der man sich sicher gefühlt hat, vor allem in den Momenten, in denen man mal anders gedacht hat oder war.

Tessa: Ich fand und finde ich es toll, welche Möglichkeiten mir Afra zur Entfaltung bietet. Ich war zum Beispiel in der 10. Klasse eine Weile im Ausland und konnte das Schuljahr dann einfach weitermachen. Das ist nicht selbstverständlich. Durch Corona finden zwar aktuell viele Angebote nicht oder anders statt, aber trotzdem – oder vielleicht auch gerade deswegen – ist Afra mehr als nur eine Schule. Wie Tiam schon gesagt hat: es ist eine tolle Gemeinschaft.

HERAUSGEBER

Verein der Altafraner e. V.

eingetragen beim Amtsgericht Dresden unter der Vereinsnummer 10962.

IBAN: DE04 8505 5000 3000 0631 52, Kreissparkasse Meißen.

www.verein-der-altafraner.de

sapereau@verein-der-altafraner.de

DRUCK

gdw mitte eG, Oranienburger Straße 13/14, 10178 Berlin

© Verein der Altafraner e. V. 2022. Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht vor, eingereichte Texte und Leserbriefe redaktionell zu bearbeiten. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.
Alle Angaben sind ohne Gewähr.

FOTOS

Autor*innenfotos privat

Umschlagfoto Jonas Trenkler

IMPRESSUM

Sapere Aude, Ausgabe 13/2021

Erscheinungsdatum 20. 07. 2022

Sapere Aude (Print) ISSN 1867-5581

Sapere Aude (Internet) ISSN 1867-559X